



Junge Talente, keine Stars

VIELVERSPRECHENDE SCHAUSPIELER/INNEN: ZEHN ENTDECKUNGEN

Der sichtbare Mensch: Für Béla Balázs war der besondere Zauber des Kinos nicht zuletzt ein Zauber der Gesichter, denen man mittels der Großaufnahme ganz nahe kommen konnte, und ein Zauber der Gebärden, von deren sinnlicher Sprache er ein heilsames Gegengewicht zu der verkopften Schrift-Kultur der aufgeklärten westlichen Welt erhoffte. So viel sich seit seinem in den 1920er-Jahren erschienenen Text an den Ausdrucksmitteln und -stilen des Kinos geändert haben mag: An der Anziehungskraft der durch die Kamera „sichtbar“ gemachten Menschen, ihrer Körper und Gesichter, hat sich nichts geändert. Zwar hat sich Film längst auch als „intellektuelles“ Medium bewährt; seine Stärke bleibt aber nach wie vor sein emotionales Erzählen, das auch durch die Identifikation der Zuschauer mit den Men-

schen auf der Leinwand funktioniert, dank der Darsteller, die uns mittels der Kamera nahegebracht werden und gleichzeitig unberührbar bleiben – eine ganz spezielle Mischung aus Intimität und geheimnisvoller Fremdheit.

Diese verführerische Mixtur ist der Nährboden des Star-Kults; allerdings braucht es, damit aus einer Schauspielerin, einem Schauspieler ein Star wird, noch mehr. Stars werden gemacht, in Hollywood oder in anderen vergleichbaren Filmindustrien, und auch da immer weniger oder zumindest anders als noch in der Hochblüte des „klassischen“ Star-Systems. Stars müssen industriell verwertbar sein, ihr – positiv ausgedrückt – „komponiertes“ Leinwand-Image muss sich auch in anderen Branchen vom T-Shirt bis zum Markenparfum gewinnbringend einsetzen lassen. Aber nichts ist ein fragileres Gut als

die Beliebtheit, Bewunderung oder Verehrung, die ein Publikum für einen Star entwickeln muss. Zumal jeder Kinogänger still und heimlich seinen jeweils ganz eigenen „Star“ kreiert, der ihn fesselt und fasziniert. Von solchen ausdrucksstarken Persönlichkeiten lebt das Kino – und nicht nur das Star-Kino. Ihre Jugend, ihre Ausstrahlung und ihr Ausdrucksvermögen sind ein Versprechen für die Zukunft.

Einige unserer Autoren haben sich in der aktuellen Filmszene nach Gesichtern umgesehen, von denen sie sich wünschen, dass sie den Kinoalltag noch lange begleiten, weil sie eine besondere Qualität, eine Eigenartigkeit haben, die sie vor anderen auszeichnet. Die Auswahl von zehn Entdeckungen, die wir auf den nächsten Seiten präsentieren, ist im besten Sinne subjektiv, also von Zuneigung und Begeisterung

getragen; wir haben uns allerdings bemüht, die Parität zwischen männlichen und weiblichen Talenten zu wahren. Im Fokus stehen weniger die bereits „etablierten“ Jungschauspieler (auf dem deutschen Markt etwa Tom Schilling, Max Riemelt, Robert Stadlober, Jessica Schwarz oder Karoline Herfurth), sondern Gesichter, die hierzulande eher noch unbekannt sind, aber entdeckt werden und vor allem fleißig mit weiteren interessanten Rollen bedacht werden sollten. Ob diese jungen Schauspielerinnen und Schauspieler tatsächlich Stars werden oder nicht, ist uns dabei eigentlich egal – jedenfalls sind sie Schauspieler im wahren Wortsinn, die etwas zum Ausdruck bringen, was berührt und unwiderstehlich an die Schicksale ihrer Figuren fesselt. Dass man solche Talente braucht, bis das Kino aufhört, Geschichten zu erzählen, steht außer Frage. **fd**

Mamatha Bhukya

Ausdrucksstarke Feinheiten

Bei der „Berlinale“ 2007 fiel nicht nur ein neues Regietalent des indischen Kinos, Rajnesh Domalpalli, ins Auge, sondern vor allem auch die Darstellerin der Titelfigur dieses preisgekrönten Debütfilms: Mamatha Bhukya spielte „Vanaja“. Der Film handelt von der 14-jährigen Tochter eines verwitweten Fischers, der dem Alkohol verfallen ist. Die Last der familiären Existenz ruht auf den schmalen Schultern der jungen Frau, die davon träumt, eine große Kuchipudi-Tänzerin zu werden. Mit ungeheurer Energie, Mutterwitz und Selbstbewusstsein verfolgt Vanaja ihre Pläne, heuert als Dienstmädchen auf einem Landgut an und bringt ihre Herrin dazu, sie in Musik und Tanz zu unterrichten. Im Haus lebt auch der erwachsene Sohn, der Vanajas noch kindliches Interesse am anderen Geschlecht gründlich missversteht und sie vergewaltigt. Vanaja wird schwanger, bekommt einen Sohn, verfolgt aber weiterhin nur ihr Ziel. Schließlich lässt sie aus Vernunftgründen ihr Kind bei der wohlhabenden Familie des reuigen

Vaters zurück und zieht mit ihrer Freundin auf dem Rücken eines Elefanten in den offenen Horizont. Mamatha Bhukya wurde vom Regisseur auf einer Casting-Tour in ihrer Schule entdeckt und kam sofort in die engste Wahl, obwohl ihr Haar für die Rolle zu kurz war. Schließlich tragen die Frauen auf dem Land traditionell einen sehr langen Zopf. Aber die Laiendarstellerin, die weder über künstlerische Praxis als Schauspielerin noch als Tänzerin verfügte, bewies nach einem harten Training außergewöhnliches Talent auf der Leinwand. Mamatha Bhukya, eine schmale junge Frau mit zartem Gesicht und leuchtend-lebendigem Blick, agiert äußerst kraftvoll und direkt. Entgegen des Rollenklischees der demütigen indischen Frau senkt ihre Figur Vanaja das Haupt selten und stets widerwillig vor den Mächtigen beiderlei Geschlechts. Erlittenes Unrecht setzt sie in mimischen und körperlichen Widerstand um; wird sie – was mehrfach im Film geschieht – in die Enge getrieben, findet sie stets verblüffende Auswege. Berührend

sind die intimen Momente mit dem ungewollten Baby, das Vanaja mit der Begründung nicht abtreiben lässt, es sei ja schließlich auch ihr Kind. Ohne im Geringsten einer zweifelhaften Moral Rechnung zu tragen, führt der Film dank der emotionalen Tiefe des Spiels von Mamatha Bhukya vor, dass Mutterliebe ein starkes Urgefühl sein kann, das auch durch männliche Gewalt nicht korrumpierbar ist. Herausragend sind die wie ein Leitmotiv den Film gliedernden Tanzszenen, in denen Mamatha Bhukya in der Tradition des Kuchipudi-Tanzes mythologische Szenen darstellt und Götter und Dämonen gleichzeitig verkörpert. Als die Großmutter ihres Kindes anlässlich eines Fests die Gäste belügt und behauptet, die Mutter ihres Enkels sei tot, präsentiert Vanaja ihren nächsten Tanz technisch perfekt, aber voller Zorn und zugleich star wie eine Tote. Mamatha Bhukyas Bewegungskunst vollendet sich in kaum wahrnehmbaren, aber ausdrucksstarken Feinheiten. Obwohl jeder Schritt der Tänze vorgeschrieben ist und der Kanon der



Bewegungen auf uralten Regeln basiert, demonstrieren Mamatha Bhukyas Tänze die Entwicklungsstadien ihrer Figur als persönliches Psychodrama. Die junge Schauspielerin, die eigentlich Ärztin werden wollte, wurde für ihr Debüt mehrfach auf internationalen Festivals ausgezeichnet. Zu Recht!

Susanne Marschall

Ich glaube, dass man als Schauspielerin vor der Kamera oder auf der Bühne authentischer ist als im wirklichen Leben. Dort streift man die Masken und Rollen ab, die wir ständig gebrauchen, um uns in der Welt zu bewegen. Wenn ich einen Charakter spiele, fühle ich mich realer, echter als sonst. Das hat viel damit zu tun, dass man in diesem Beruf lernt, seine Verletzlichkeit zu entdecken; nur so kann man sich für eine zeitlich limitierte Situation sehr mächtigen Gefühlen aussetzen. Man kreierte eine Wirklichkeit, wenn man spielt, alles passiert in echt.“ Die rumänische Aktrice Anamaria Marinca macht jedoch kein Aufheben darum, dass der Grat zwischen aufwühlenden Emotionen und banalem Alltag mitunter schmal ist und eine „Existenz am Abgrund“ immer in der Gefahr steht, das Gleichgewicht zu verlieren. Die Grenzen zwischen Fiktion und Realität seien schließlich klar definiert, und im Gegensatz zur Wirklichkeit kenne man ja das Ende, auch wenn es wie in ihrem vielgerühmten Kinodebüt „4 Monate, 3 Wochen, 2 Tage“

THEMA

Anamaria Marinca

Realer als die Realität



Seine Stimme ist leise und hoch, sie schleicht sich an auf gedehnten Vokalen. Als bräuchte er die Zeit, um nachzudenken, was als Nächstes kommt – oder als wollte er mit nachhaltiger Intensität in die Menschen hineinkriechen. So ist das zum Beispiel in Hans-Christian Schmid's „Requiem“: Als teuflischer Vikar personifiziert er die Dämonen, die er der gequälten jungen Studentin (Sandra Hüller) attestiert. Jens Harzer ist ein Ausnahmeschauspieler, ihm zuzusehen mache süchtig, schrieb ein Theaterkritiker der „Süddeutschen Zeitung“. Am Theater ist der Mittdreißiger fast schon so etwas wie ein alter Hase: Dieter Dorn engagierte ihn 1992 noch während seines Schauspielstudiums an die Kammerspiele. Harzer arbeitete mit Thomas Ostermeier an der Berliner Schaubühne, gastierte in Hamburg und Frankfurt und folgte seinem Entdecker und Mentor Dorn schließlich ans Bayerische Staatsschauspiel. Die „Berlinale“ 2006 zeigte Jens Harzer auf unbekanntem Terrain: Neben „Requiem“ war er in Bülent Akincis „Der Lebensversicherer“ zu sehen, in seiner ersten Kinohaupt-

Jens Harzer

Fremdheitsgefühle

rolle. Er spielt einen melancholischen Versicherungsvertreter, der sich einsam und zurückgeworfen auf sich selbst in surrealen Nachtwelten verliert. Den Kopf immer ein wenig zwischen die gebeugten Schultern geduckt, gleichermaßen angriffs- und fluchtbereit, verleiht er der Figur eine unfassbare Präsenz. „Das

Narrenhafte zu betonen, das Streunende ganz wichtig zu nehmen“, sei seine Idee zur Figur gewesen. Den fragilen Körper und das schmale Gesicht gebraucht er dabei, ähnlich wie seine auffällige Stimme, als Instrument – wenn er zum Beispiel singt und tanzt in einer Szene, dann ist klar, dass er mühelos al-

le Spielarten beherrscht, gerade weil er sich eine aussucht und jeweils bei dieser bleibt. Das Virtuose und Einzigartige seines Spiels liegt in der Sparsamkeit, der radikalen Ökonomie der Mittel, gepaart mit absoluter Hingabe. Auf dem Internationalen Filmfestival in Moskau 2006 wurde er für seine Rolle als Besten Schauspieler ausgezeichnet. Wenn er sagt, er habe gegenüber dem Medium Film „Fremdheitsgefühle“, möchte man das fast nicht glauben. **Julia Teichmann**



Nachwuchstalente

kein gutes ist. Cristian Mungius bleiernes Drama über eine illegale Abtreibung in der Endphase des Ceaucescu-Regimes gewann 2007 in Cannes die „Goldene Palme“ und machte Marinca über Nacht bekannt. Für die Rolle der Otilia, die ihrer Freundin Gabita beim heimlichen Schwangerschaftsabbruch beisteht, wurde sie für den Europäischen Filmpreis nominiert. Trotz aller düsteren Dramatik, mit der sie den Widrigkeiten die Stirn bietet, ist Marinca's Darbietung eher durch ein dezentes Unterspielen gekennzeichnet, bei dem lediglich Körperspannung und verbale Entschiedenheit die innere Stärke ihrer Figur zum Ausdruck bringen. In einer zentralen Szene des Films, bei der familiären Geburtstagsfeier, sitzt Marinca wie auf heißen

Kohlen zwischen lärmenden Gästen am Festisch, acht qualvolle Filminuten lang, mit dem Gesicht frontal zur Kamera. Orchestriert durch Gesprächsfetzen und Schlagworte um sie herum, blitzen ihre mühsam beherrschten Gefühle auf, die Erniedrigung durch sexuellen Missbrauch, die Sorge um Gabita, die Last der Verhältnisse, Zorn und Ärger auf ihren Freund, Verachtung, Hilfslosigkeit und Schuldgefühle, wobei es stets nur Momente sind, kleine Andeutungen, ein Zucken um die Mundwinkel oder ein ertappter Blick. Für Mungius artifizielles Konzept, jede Szene in einer durchgehenden Einstellung und mit starrer Guckkasten-Perspektive zu filmen,

kam Marinca's fragile und doch so entschiedene Schauspielkunst einer kongenialen Ergänzung gleich, da es auch ihm primär nicht um Erklärungen oder irgendeine „Aufarbeitung“ der Vergangenheit geht, sondern um eine unmittelbare Teilhabe, der man sich nicht so schnell entziehen kann. Anamaria Marinca's Überzeugung, dass man „mehr“ von ihr auf der Bühne oder auf der Leinwand sieht, als wenn man ihr auf der Straße begegnete, wäre deshalb auch ein schönes Credo für die neue rumänische Welle, aber auch fürs Kino ganz allgemein. **Josef Lederle**

Anamaria Marinca in „4 Monate, 3 Wochen und 2 Tage“

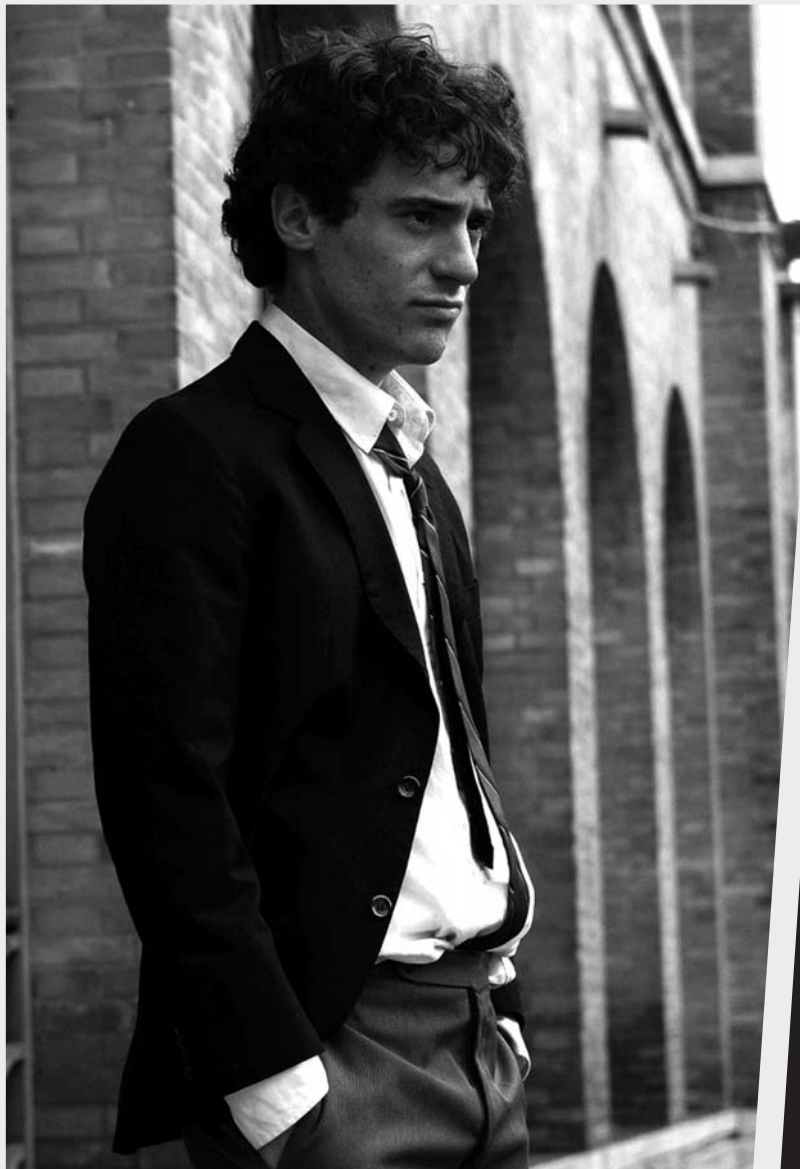
Vom internationalen Ruhm, den das italienische Kino und seine Schauspieler wie Sophia Loren und Marcello Mastroianni einst genossen, fällt heute nur noch ein schwacher Abglanz auf die italienische Filmbranche. Abgesehen von „La Belucci“ und vielleicht noch Valeria Bruni Tedeschi und Roberto Benigni dringt der Ruf italienischer Mimen kaum weit über die Landesgrenze – was schade ist, denn an begabten Darstellern hat Italien einiges zu bieten. Was die „Leading Men“ angeht, haben sich in den letzten Jahren nicht zuletzt Akteure profiliert, die mit Klischees vom südländischen Macho oder „Italo Lover“ denkbar wenig zu tun haben, sondern verletzlichere, nachdenklichere Varianten von Männlichkeit repräsentieren, etwa Stefano Accorsi, Luigi Lo Cascio und Kim Rossi Stuart. Ähnliches gilt für Elio Germano, der bei der „Berlinale“ 2008 als „European Shooting Star“ präsentiert wurde. Physiognomisch ist der am 25.9.1980 geborene Römer, der eigentlich schon fast ein „alter Hase“ im Filmgeschäft und seit seinem 14. Lebensjahr als Schauspieler tätig ist, eigentlich nichts Besonderes: ein hübsches, noch sehr jungenhaftes Gesicht ohne markante Kanten, braune Locken, eine ein klein wenig groß geratene Nase, weiche Lippen und unklarer Teint. Rein optisch hätte er gegen den frappierend gutaussehenden, blauäugigen Riccardo Scamarcio – einen anderen Jungstar des italienischen Kinos, mit dem er erstmals in Michele Placido „Romanzo Criminale“ und später in Daniele Luchettis Film „Mein Bruder ist ein Einzelkind“ vor der Kamera stand – keine Chance, wenn da nicht das wäre, was man aus Mangel an besseren Worten als „Leinwandpräsenz“ umschreibt: eine Art Energie-Überschuss, eine Körperspannung, die aus seiner schmalen, unscheinbaren Figur heraus vibriert und ihr eine faszinierende Unruhe verleiht, und eine Nacktheit seines Gesichts, eine besondere mimische Ausdrucksqualität, die den Zuschauer intensiv an den Emotionen seiner Charaktere teilhaben lässt. Sein

Terrain sind geistig bewegliche Figuren, neugierige, lebenshungrige, zornige Jungen, hinter deren Aggression und Lust an der Provokation eine große Sehnsucht, Unsicherheit oder auch Mutwilligkeit durchschimmert – so in „N (Io e Napoleone)“, wo er einen jungen Sekretär des auf Elba inhaftierten Napoleon spielt, der eigentlich ein Freiheitskämpfer ist und sich mit dem Plan der Ermordung des Tyrannen trägt, in diesem dann aber keine rechte Anlaufstelle für seinen jakobinischen Eifer findet, sondern nur einen lächerlichen Alten. Und vor allem in „Mein

Bruder ist ein Einzelkind“, wo er als Neo-Faschist seine Arbeiterfamilie auf die Palme bringt – ein grandioses Porträt der Entwicklung eines stacheligen, Grenzen austestenden Teenagers hin zu einem jungen Mann, der nach seiner persönlichen und politischen Wahrheit sucht. Die anziehende Wachheit und Intelligenz, die seine Auftritte vermitteln, vor allem aber die große Entwicklungsbandbreite, die er in seinen Rollen bewältigt, prädestiniert ihn dazu, auch jenseits renitent-aufsässiger Jugendlichkeit zum bemerkenswerten Charakterdarsteller aufzusteigen. Felicitas Kleiner

Elio Germano

Der Unruhestifter



Nachwuchstale



Paul Dano

Verletzlicher Widersacher

Paul Danos Leinwand-Karriere begann mit einem Balanceakt. Mit einem wortwörtlichen auf der schmalen Balustrade einer Autobahnbrücke und einem metaphorischen, bei dem er als 15-jähriger Howie Blitzer beeindruckend das mimische Gleichgewicht zwischen homosexuell erwachendem Subjekt und Objekt pädophiler Begierde hielt. „L.I.E. – Long Island Expressway“ (2001) lautet der Filmtitel und der Name des Highways, an dem sich ein weißer Mittelstand angesiedelt hat, dem es materiell an nichts fehlt, und der dennoch seinem Nachwuchs weder Kultur noch Visionen vermitteln kann. Fast Food, Fast Sex und der schnelle Bruch ins nächste Nachbarshaus bestimmen die Gedankenwelt von Howies kleiner Clique. Aber dort findet der poetisch veranlagte Junge nicht die ersehnte Geborgenheit, die ihm paradoxerweise erst der pädophil veranlagte Vietnamveteran Big John bieten kann. Brian Cox mimte diesen ersten Antagonisten von Paul Dano, mit dem seine Figur Howie – ähnlich wie seinen Priester Eli Sunday mit Day-Lewis' Daniel Plainview in „There Will Be Blood“ – eine Mischung aus anfänglicher Furcht, Abscheu, Neugierde und schließlich faszinierter Anziehung verbindet.

Das kindliche, blasse Gesicht des vor genau 24 Jahren geborenen Schauspielers mit der

etwas zu kurzen, breiten Nase und der etwas zu fliehenden Kinnpartie sollte sich von „L.I.E.“ bis zu seinem großen Durchbruch in Paul Thomas Andersons Meisterwerk kaum auswachsen. Ein unfertiges, Vertrauen einflößendes Gesicht, dem doch der glatte Sunnyside-Status gleichaltriger Schauspielkollegen verwehrt bleibt. Prädestiniert für einfühlsame Außenseiterrollen, die ihre Verletzlichkeit hinter einem stoischen Lächeln und einer undurchdringlichen Hülle verstecken: Als Halbstarker Howie oder als künftiger Kampfpilot und Bruder der „Little Miss Sunshine“ (2006), Dwayne, der dem alltäglichen Familienwahnsinn und den dogmatischen „Gewinner“-Phrasen seines Vaters mit einem lethargischen Schweigegelübde begegnet. Welch ein verblüffender, äußerlicher und verbaler Kontrast zur Darstellung des Priesters Eli, als der Dano ein Jahr später mit weit aufgerissenen Augen und Armen seine Zuhörer vor und auf der Leinwand mit ekstatischen Predigten in einen beklemmenden Bann zog!

In „The King oder das elfte Gebot“ (2005) traf Dano auf gläubiger Priestersohn Paul Sandow auf Gael García Bernal, der sich als unehelicher, „heimkehrender Sohn“ Elvis in das Familienleben der kleinen Pastorenfamilie einschleicht. Der selbsternannte König Elvis

begeht wissentlich Inzest mit seiner Halbschwester und ermordet seinen Halbbruder Paul, als sich dieser zum Richter von Ehre und Moral aufzuschwingen versucht. Wie die Kollision in „There Will Be Blood“ mit Daniel Day-Lewis muss auch diese Figurenkonstellation, die zwei widerstreitende Herzen Amerikas zu repräsentieren scheint, zwangsweise mit dem Tod Danos enden. Seine klerikalen Spieler haben wortwörtlich ausgespielt, unterliegen dem Tausziehen mit ihren tatkräftigeren, ihre Interessen mit aller Gewalt durchsetzenden Kontrahenten, die den verklärenden Schutzmantel der Religiosität herunterreißen. Ein allzu durchsichtiger Schutzmantel, unter dessen scheinheiliger Außenhülle immer auch eine selbstgefällige Geltungssucht, das Verlangen nach weltlichen Genüssen und die unterwürfige Anbiederung an Autoritäten hindurchblitzen. Und das in einem Amerika der Post-9/11 Ära, in dem sich ein vornehmlich unter evangelikalen Vorzeichen geführter Kampf um Sicherheit und Vormacht entfaltet. Als hätte es der in Nietzsche vernarrte Dwayne in „Little Miss Sunshine“ schon vorhergesehen: „Jesus was Wrong“ prangt unter dem schwarzen Zottelhaar in übergroßen Lettern auf seinem gelben T-Shirt. Der christliche „Märtyrertod“ hat in Danos Auftritten nichts mehr mit Glauben und Sinnhaftigkeit zu tun, wenn seine frömmlichen Antagonisten als Opfer ihrer eigenen Doppelmoral unter den Augen eines rat- und orientierungslos zurückgelassenen Bürgertums zur Schlachtbank geführt werden. **Kathrin Häger**



Es gibt zahllose Talente im „jungen“ deutschen Film, so viele, dass man sich sorgenvoll fragen muss, was aus all diesen vielseitig begabten, engagierten und hoffnungsfrohen Schauspielerinnen und Schauspielern wird, wenn sie nach ein oder zwei gefeierten Filmpremiere, nach einem „New Talent“- oder einem „New Faces“-Preis mal nicht mehr im Trend einer ohnehin kaum ausgebildeten deutschen Film-„Industrie“ liegen: nicht mehr ganz jung und nicht mehr gänzlich unbekannt, aber auch längst noch kein etablierter Filmstar – den es sowieso hierzulande kaum gibt. Dann bleibt den einen das Fernsehen (vor allem das private mit seinen oft seichten Unterhaltungsstof-



THEMA

Jim Sturgess

Der Star, der kein Held sein kann

Als George Boleyn bleibt er bis zum Ende der Ersatzmann auf der Reservebank des großen Spiels um die Macht am Hofe Heinrichs VIII. Seine Schwestern zu unterstützen und zu schützen, das müsste seine Aufgabe sein. Doch dazu ist er zu weichlich und unbedarft. Als die Zeit gekommen ist, eine wichtige Rolle zu spielen,

schlägt zugleich seine letzte Stunde. Der Freundschaftsdienst, um den seine Schwester Anna ihn bittet, sprengt die Geschwisterliebe – und das, obwohl er bisher bequem an dem durch Sex erwirtschafteten Geld und Status seiner Schwestern partizipierte. Das Gesicht leidvoll verzerrt, wie das eines Jungen, von dem eine kaum zu bewältigende Mutprobe

verlangt wird, lehnt er ihren Hilferuf ab. So kommt es nicht zur Blutschande, die dem König jedoch tragischerweise als vollzogen hintertragen wird. Georges Schicksal ist damit besiegelt.

Als George Boleyn in Justin Chadwicks „Die Schwester der Königin“ (2008) ist Jim Sturgess gleich im doppelten Sinn ein Supporting Actor, dem es nicht vergönnt ist, zum Leading Man aufzusteigen. Nicht nur in Julie Taymors grandios gescheitertem Beatles-Diskurs-Musical „Across the Universe“ (2007) erinnert er am 16. Mai 1981 in London geborene Sturgess an den jungen Paul McCartney.

Marie-Luise Schramm

Einzelkämpferin, sensibel, selbstsicher

fen), den anderen das Theater, vorausgesetzt sie haben sich zuvor durch eine kompetente Ausbildung ein entsprechendes Standbein erarbeitet. Marie-Luise Schramm, geboren 1984, hat keine solche Ausbildung. Sie brach mit 15, Mitte der zehnten Klasse, die Schule ab, besuchte die „Schule der Musik“ in Kleinmachnow, lernte Schlagzeug, Gesang, E-Gitarre. Schon seit Kindertagen jobbt sie als Synchronsprecherin: Alltagsarbeit, fernab von Glamour und hochfliegenden Träumen, vielleicht aber

auch Basis für eine pragmatische Sichtweise, mit der Marie-Luise Schramm glaubwürdig ihre Rollen ausgestaltet. Diese sind zu meist in einem realistischen sozialen Umfeld angesiedelt, sind „normaler“, mitunter auch trister, als es das Kino gerne zeigt. Gesellschaftliche Normen und Vorurteile bieten der Schauspielerin dabei häufig Reibungsflächen – und bezeugen ihr Durchsetzungsvermögen: Wer aus dem Rahmen fällt, etwa zu dick ist oder sonst wie nicht den Erwartungen entspricht, der be-

kommt allenfalls die Rolle des komischen „Sidekick“. In „Bin ich sexy?“ (2004) von Katinka Feistl aber trägt Marie-Luise Schramm mühelos einen ganzen Film als pummelige 15-Jährige, die unbedingt „Miss Baden-Württemberg“ werden will. Die wunderbare Balance des Films aus Komischem und Tragischem ist vor allem dieser hinreißenden Hauptdarstellerin zu verdanken. Vier Jahre zuvor spielte sie ihre erste Hauptrolle im Fernsehfilm „Nur das Blaue vom Himmel“ von Claudia Prietzel, danach

folgte ihr erster Kinofilm: In Sven Taddickens „Mein Bruder, der Vampir“ verkörpert sie die Schwester eines behinderten jungen Mannes, geradlinig, selbstbewusst und selbstsicher, lakonisch-direkt, mitunter berechnend und doch auch weich und empfindsam. Mit dem Kopf nach unten vom Klettergerüst eines Spielplatzes baumelnd, will sie den Jungen „anmachen“, mit dem sie ihren ersten Sex haben will – noch ganz Mädchen und doch den Umschwärmten erschreckend in ihrer unbekümmerten Direktheit. Seitdem konnte man Marie-Luise Schramm stetig weiter wachsen und reifen sehen, wobei sie auch einem episodisch angelegten Stoff wie „Komm näher“ (2006) von Vanessa Joop mit ihrer Ausstrahlung und Präsenz (Zusammen-)Halt und Dichte gibt. In „Was am Ende zählt“ (2007) von Julia von Heinz schließlich ist sie Lucie: Lucie lebt auf der Straße, und wenn sie überhaupt einen Lebensentwurf hat, dann besteht dieser allenfalls darin, sich irgendwie durchzuschlagen und nie den Mut zu verlieren. Auch hier wieder: eine starke und doch zerbrechliche, höchst individuelle Persönlichkeit jenseits eines bürgerlichen Umfelds, womit sich Marie Luise Schramm eindrucksvoll als ebenso sensible wie „rustikal“-überlebensfähige Protagonistin profiliert. Gewiss nicht „schön“ nach den gängigen Ansichten, kräftig und stark, mal ernst und traurig, dann aber mit einem unverwechselbaren, etwas schiefen Lachen, das die Sonne aufgehen lässt. **Horst Peter Koll**



In der Rolle des Jude singt er zwar auch (und nicht schlecht), aber an den Ex-Beatle erinnert vor allem das Schüchternheit ausstrahlende Gesicht mit den sanften und wachen braunen Augen, die vollen dunklen Augenbrauen und ein sinnlicher Mund, der sich nicht selten zu einem unaufdringlich lausbubenhaften Lächeln formt. Sturgess ist smart, unbekümmert und: zum Helden nicht geschaffen. Letzteres gilt für einige junge männliche Stars des neueren Hollywood. Doch während etwa in Tobey Maguire und Jake Gyllenhaal die Saat für die Verwandlung zum Superhelden bzw. die manische Verfolgung eines Mörders gelegt zu sein scheint, traut

man Sturgess allzu drastische Metamorphosen nicht wirklich zu. In seinem Filmrepertoire findet sich nichtsdestotrotz bereits eine „Verwandlungsrolle“. In Robert Luketics „21“ (2008) wird aus dem hochbegabten, aber unscheinbaren Studenten Ben immerhin ein funkelnöcher Stern am Spielerhimmel von Las Vegas. Da ist seine Entwicklung vom „College Boy“ zum „Con Man“ in der Tat analog der Karriere eines Popstars à la McCartney, der viel zu schnell berühmt wird und den Boden unter den Füßen zu verlieren droht. Jim Sturgess und sein Ben Campbell avancieren zum „Leading Actor“ – und beide behaupten sie sich! Der eiskalten, auf diszip-

linierten Teamgeist und Loyalität setzenden Professionalität Kevin Spaceys stellt Sturgess letztendlich seine auf wahre Freundschaft setzende emotionale Intelligenz entgegen. Er ist der Typ, der sich vom Bösen locken lässt, der aber, sobald er sich die Finger verbrannt hat, in seine Welt zurück will. Für das Verwegene, das Abgründige ist er letztlich zu bodenständig, zu warmherzig. Darin lässt sich jedoch durchaus ein Potenzial für zukünftige Rollen sehen. Denn je weniger ihm charakterliche Untiefen zuzutrauen sind – desto stärker wird die Wirkung sein, wenn sie doch von ihm Besitz ergreifen.

Thomas Klein

Anjorka Strechel

So wahrhaftig wie möglich



Ihr Gang ist selbstbewusst und ungeübt zugleich: Das breite Kreuz durchgedrückt, die Beine schlenkern leicht nach außen, die Hände sind in die Hosentaschen vergraben. Der Gang eines Jungen – nur, dass Mel in „Mein Freund aus Faro“, dem ersten langen Film von Nana Neul, eben kein Junge ist. Anjorka Strechel spielt das Mädchen, das

einen portugiesischen Jungen vorspielt, damit es im ländlich-vorstädtischen Umfeld seine erste Liebe zu der 14-jährigen Jenny leben kann. Für die 26-Jährige ist es die erste Kinohauptrolle, neben einigen Drehtagen bei „Tatort“ und „Polizeiruf“ die erste Dreherfahrung überhaupt. Beim Dreh war sie gerade zwei Jahre Ensemblemitglied am Osnabrücker

Theater, zuvor hat die Schauspielerin an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg studiert. Zunächst fallen die Merkmale auf, die sie beim Casting sicher für die Rolle prädestiniert haben: die muskulösen Oberarme, der kräftige Körperbau und das kontrapunktisch dazu weiche Gesicht, mit Sommersprossen und blassem Teint. Die Haare wurden für die Rolle kurz geschnitten und dunkel gefärbt, ihre blauen Augen hinter braunen Kontaktlinsen versteckt. Mit schlafwandlerischer Leichtfüßigkeit gelingt Anjorka Strechel in „Mein Freund aus Faro“ ein schauspielerisches Geniestück. Die Liebesgeschichte zwischen Coming-of-Age und Coming-Out verlangt ihr eine Vielzahl von Facetten ab: Mädchen und Junge zugleich zu sein, eine innere Wandlung durchzumachen, das Drama der ersten Liebe glaubhaft zu vermitteln. „So wahrhaftig wie möglich zu sein“, sei ihr Anspruch an sich selbst. Um sich in Stimmungen einzufühlen, sauge sie die Dinge auf – die Mimik und Gesten von Menschen auf der Straße und in Cafés, Lieder, ein Gemälde oder andere Filme, „wie ein Schwamm“. In „Mein Freund aus Faro“ glaubt man ihr jedes Wort, jede Geste. Und zwar deshalb, weil sie den Zuschauer leidenschaftlich dafür einnimmt, ihr die Verzweiflung, die Liebe und Verführung zu glauben, nicht etwa, weil man vergessen würde, dass hier eine junge Frau zwischen zwei Rollen wechselt.

Julia Teichmann

THEMA

Sie ist 20, als sie ihren ersten Kinofilm dreht: „La graine et le mulet“ („Couscous mit Fisch“, Regie: Abdellatif Kechiche). Im Jahr 2007 bekommt sie dafür den Nachwuchsdarstellerpreis beim Festival von Venedig, 2008 den „César“ als beste französische Nachwuchsdarstellerin: Hafsia Herzi. In Interviews spricht und verhält sie sich wie ein Schulmädchen, ein bisschen naiv und schüchtern, aber auch unglaublich frisch, selbstbewusst und ohne Scheu vor der Kamera. Das ist es, was ihren Erfolg ausmacht: Sie wirkt ungekünstelt und hat eine starke Leinwandpräsenz, wenn sie ihre Rehaugen träumerisch nach oben richtet, im Marseiller Dialekt auf ihre Familienmitglieder einredet und überzeugend einen Bauchtanz hinlegt, mit dem sie spontan den Eröffnungsabend im maghrebinischen Familienrestaurant rettet. Schauspielerin wollte Hafsia Herzi schon immer werden; mit zwölf hatte die in der Provence nahe Marseille geborene Schön-

heit, deren Eltern marokkanischer Herkunft sind, schon davon geträumt und ihre erste Statistenrolle ergattert. Bei ihrem ersten Casting log sie aus lauter Verlegenheit, gab als Hobby Tanzen an – und bekam die Rolle doch, nachdem sie Abdellatif Kechiche den Schwindel beichtete. Aber sie lernte schnell, nahm für den Bauchtanz 15 Kilo zu und faszinierte alle. Seitdem hat Hafsia Herzi viel an sich gearbeitet. Sie brach ihr Studium ab, nimmt nun Schauspielunterricht in Paris und wird in Frankreich zurzeit für ihren zweiten Kinofilm gefeiert, für „Française“ (Regie: Souad El-Bouhadi), ihre erste Hauptrolle. Dies ist wieder ein klassischer Beur-Film (so heißen

Hafsia Herzi

Mehr als eine Beur-Beauty

die Franzosen nordafrikanischer Herkunft aus den ehemaligen Kolonien), in dem es darum geht, dass es die Einwanderer in Frankreich schwer haben. Sie spielt eine 20-Jährige, die wider Willen vor zehn Jahren mit den Eltern zurück nach Marokko ging und sich dort fremd fühlt. „Bist du Afrikanerin, Französin, Marokkanerin, Araberin?“, fragt ihre Schulkameradin und stellt damit die Schlüsselfrage des „cinéma beur“. Hafsia antwortet: „Ich bin in Frankreich geboren, und dort werde ich auch sterben.“ Das ist ein Satz, den viele ihrer Generation unterschreiben würden. Wenn man die Schauspielerin in „Française“ sieht – erst brav mit Kopftuch und Stiefeln



Thomas Sangster

Der ewige Peter Pan

Es ist eines der ungelösten Rätsel der Casting-Maschinerie: Warum nur diente man P.J. Hogan für „Peter Pan“ (2003) den physiognomisch viel zu erwachsen wirkenden 14-jährigen Jeremy Sumpter an und vergaß darüber den 13-jährigen Thomas Sangster? Wüsste man nicht, dass Walt Disney seinen Trickfilm bereits 37 Jahre vor Sangsters Geburt konzipiert hat, müsste man annehmen, dass Sangsters Gesicht, ja sein gesamtes Wesen für den gezeichneten Helden aus Nimmerland Pate gestanden hätte. Sangsters schlanke, fast schlacksige, biegsame Gestalt scheint schneller gewachsen als sein Alter vermuten lässt. Seine Gesichtszüge entsprechen so gar nicht dem Kindchenschema seiner in Hollywood bevorzugten, niedlichen Kollegen, wie etwa Freddie Highmore („Finding Neverland“). Seine dunklen Augen haben eher etwas Herbes, Elfenhaftes – eben ganz Peter Pan. Wenn es unter den jungen Hollywood-Stars einen Charakterkopf gibt, dann ist es der von Thomas Sangster. Sein durchdringender Blick ist fast schon zu intensiv, zu fordernd, sodass man ihn in seinen bisherigen Hauptrollen in „Tatsächlich Liebe“ (2003), „Eine zauberhafte Nanny“ (2005) und „Die letzte Legion“ (2007) nie allzu lange in Großaufnahme zu sehen bekommt. Es wird hoffentlich nicht lange dauern, bis man den 1990 in

London geborenen Schauspieler für die mysteriös-zwielichtige Rolle eines Wes Bentley (dem Ricky Fitts in „American Beauty“) besetzt. In „Tatsächlich Liebe“ gibt Sangster einen Elfjährigen, der sich erstmals in ein Mädchen verliebt und dabei seinen Vater (Liam Neeson) – beide haben den Verlust der Mutter zu verkraften – unerwartet in den Erziehungsalltag wirft. Hier trumpfte Sangster erstmals als kindlicher „Vernunftfaktor“ auf, der pragmatisch mit emotionalen Problemen umzugehen weiß, bis er – ganz erwachsen – im entscheidenden Moment doch „Fracksausen“ bekommt. In Interviews äußerte Liam Neeson über seinen Co-Star, dieser sei erstaunlich reif und professionell, wobei er sich sogar zur Plattitüde verstieg, dass er selbst von dem 13-Jährigen noch hätte lernen können. In der Tat überzeugt Sangster eher mit darstellerischen Facetten als mit dem Versuch, ein Kinderstar zu sein. In „Eine zauberhafte Nanny“ ist er der einzige in der siebenköpfigen Kinderriege, der nicht nur putzig in der märchenhaften Umgebung agiert, sondern mit dem Kindermädchen Nanny McPhee (Emma Thompson) und dem Vater (Colin Firth) interagiert und familiäre Probleme thematisiert. In seiner dritten, erstmals tragenden Rolle als Romulus in Doug Leflers „Die letzte Legion“ hat er das Pech, trotz starker Partner (u.a. Ben Kingsley, Peter



Mullan, John Hannah, Colin Firth) in einem verunglückten „Historischinken“ zu spielen, der sich weniger durch Handlung als durch bedeutungsschwere Blicke auszeichnet – aber auch diese beherrscht Sangster souverän. Kritisch könnte es werden, wenn die Verhandlungen ergeben sollten, dass Sangster 2009 den Tim in „Tintin“, Steven Spielbergs Realverfilmung der „Tim und Struppi“-Comics, spielt; denn anders als Peter Pan, dem erwachsenen Kind, ist Tim ein kindlicher Erwachsener. Ob das Talent des jungen Briten dabei zur Geltung kommt, ist zu bezweifeln – Thomas Sangster ist gemacht fürs aufreibende Drama! **Jörg Gerle**

Nachwuchstalente



auf dem Feld arbeitend, dann immer rebellischer werdend –, erkennt man, wie sehr Hafsia Herzi in kurzer Zeit zur „richtigen“ Schauspielerin wurde und zu einem der wenigen weiblichen Beur-Stars neben Rachida Brakni (31). Der Sprung ins „normale“ Kino, der nur wenigen Schauspielern maghrebinischer Herkunft gelingt, ist ihr bereits gelungen. Gerade hat sie „Un homme et son chien“ (Regie: Francis Huster) mit Max von Sydow, Jean-Paul Belmondo und Charles Aznavour abgedreht, ein Remake des Klassikers „Umberto D.“ von Vittorio de Sica. Außerdem plant sie ihren ersten Kurzfilm als Regisseurin und erzählt von ihrem Traum, Sängerin zu werden. „Aber ich kann nicht singen“, sagt sie und lächelt. Wahrscheinlich ist das bei dem größten französischen Schauspielertalent der letzten Jahre wohl auch nur eine Frage des Trainings. **Andrea Dittgen**